



Wie ein Pferd auf grüner Wiese, das sich treiben lässt, wohin es gerade Lust hat: Wenn Religion den Menschen in seiner Welt- und Gotteserfahrung nicht frei macht, verwirrt sie ihren Sinn.

CLODAGH KILCOYNE / REUTERS

Ueda Shizutera zum Gedächtnis
(17. Januar 1926 bis 15. Juni 2019)

Ich weiss nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiss

Mystik ist der Versuch, in einen Zustand ursprünglicher Gegenwart vorzustossen. Die Wege dazu sind in verschiedenen Religionen verblüffend ähnlich, vom Dominikaner Meister Eckhart bis zu buddhistischen Mönchen. Von Alois M. Haas

Die Frage richtet sich immer wieder an jahrtausendealte Religionen: Wie schaffen sie es – erstarrt in ihren oft durch Verbrauch oder Missbrauch bedrohten Lebens- und Glaubensformen –, ihren Riten und Zeremonien eine neue Lebendigkeit einzuhauchen, die für die Gläubigen lebendig und überzeugend genug ist, um ihrem Leben einen tieferen Sinn zu verleihen?

Religionen müssen attraktiv sein, sonst sind sie zum Tod verurteilt. Gibt es einen Grundnenner der Attraktivität, der vielen oder gar allen Religionen gemeinsam ist? Vieles ist in dieser Richtung gedacht worden, nichts aber hat seit dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mehr Beachtung gefunden als das Konzept des Religionsphilosophen Rudolf Otto: Er erklärte den Ursprung und die Faszination von Religionen mit dem *sensus numinis*, dem «Gefühl des Überweltlichen», des «Heiligen» oder auch des «Mystischen», das er eher irreführend auch als «das Irrationale» bezeichnet hat.

Zusammenfassend lässt sich dabei vom übermächtigen Clair-obscur des Geheimnischarakters alles kosmischen wie menschlichen Seins sprechen, das nur punktuell aufhellbar immer wieder deutlich auf den Transzendenzcharakter der menschlichen Existenz verweist. Das Gemeinte lässt sich mit einem Gedicht aus der Sammlung «Schödö-Ka» («Gesang vom Erleben der Wahrheit») anschaulich machen:

*Ein und derselbe Mond spiegelt sich
In allen Wassern.
Alle Monde im Wasser
Sind eins in dem einzigen Mond.
Die Gestalt der Wahrheit aller Buddhas
Durchdringt meine Natur,
Und die meinige wiederum
Wird eins mit dem, der da ist.*

Verfasst ist das Gedicht im 7. Jahrhundert. Berühmt ist es, weil ihm der deutsche Theologe Gustav Mensching den Rang eines metaphorischen Schlüsselgedichts für die implizite Einheit aller Religionen zugesprochen hat: Der Mond

ist das Zeichen der Einheit gerade dann noch, wenn er sich in tausend Abspiegelungen in den Gewässern der Welt als geheimnisvolles Licht dokumentiert. Und das könnte genau die Relativität der einzelnen Religionen gegenüber dem ganzen Einen anzeigen, das zwar nicht enträtselt, aber doch wahrnehmbar ist.

Spannende Berührungen zwischen Religionen zeigen sich immer wieder in den spirituellen Verhaltensweisen, die sie kennen. In dieser Beziehung müssen sie sich auch vergleichen lassen – in ihrem intimsten Bezug zum Absoluten, der sich weit weniger als in Dogmen in Ritus, Gebet und Kontemplation und im Blick auf die Selbst- und Nächstenliebe ausspricht. Dies zu vergleichen, führt uns mitten in das Wechselbad der Positionen von Exklusivismus, Inklusivismus oder Pluralismus, die heute in der Komparatistik der Religionen diskutiert werden und sich anheischig machen zu beurteilen, inwiefern die Religionen miteinander in ihren letzten Zielvorstellungen harmonieren oder sich fundamental widersprechen.

Aus dem «Mond»-Gedicht lässt sich ein Vergleichspunkt herausgreifen – jener der noch neutestamentlichen Feststellung, dass Gott, wie es im Matthäusevangelium heisst, seine Sonne über Guten und Bösen aufgehen lässt – eine christliche Ansage, die jene ins Unrecht setzt, die Gott mit einem selbstgerechten Erbsenzähler verwechseln; und dazu einer buddhistischen, welche der Mond als allumfassende Buddhanatur nachts sichtbar zu machen fähig ist. Die Lehre daraus: Das Absolute lässt sich nicht aufrechnen mit seinen wechselnden Verwirklichungen, es ist und bleibt in jedem Fall ein «Jenseits» aller Konkretisierungen des Heils in Glaubenssätzen.

Revolte gegen das System

So ist es durchaus erlaubt, Vergleiche unter den Religionen anzustellen. Nach Rudolf Otto haben verschiedene christliche Theologen, unter ihnen besonders auch jesuitische, einen Interpretationsrahmen entwickelt, in dem der Pluralismus der Religionen eine sinnvolle Kontur bekommt. Umgekehrt ist auf buddhistischer Seite längst Ähnliches ge-

schehen, insbesondere in der Zen-Stadt Kyoto: Eine immer breiter sich dokumentierende Gruppe von japanischen Universitätslehrern, unter ihnen der letztes Jahr verstorbene Ueda Shizutera, widmeten ihre philosophischen Studien der vergleichenden Betrachtung westlicher und östlicher Philosophie, vorzüglich in der Variante Christentum und Zen.

Angereicht an diese Gruppe ist auch der Religionsphilosoph Toshihiko Izutsu mit seinen tief sinnigen Sprachanalysen zum Zen zu nennen. Mit der Kyoto-Gruppe und jesuitischen Theologen ist eine höchst spannende Interessenkonstellation gegeben, die sich nicht nur um gegenseitige Verbindlichkeiten, sondern ganz konkret um die Ermittlung von Rede- und Denkformen beidseitiger Differenzen und Analogien bemüht. Es entsteht ein Gespräch, in dem sich sehr bald eine Dominanz der mystischen Dimension der Religion ergibt, der gegenüber sich das auf dogmatische Sätze eingeschworene westliche Christentum zu rechtfertigen hat.

Im Vergleich zum ausgeformten Mahayana-Buddhismus erscheint Zen als Revolte gegen dessen starres System mit seinem verhärteten Rationalismus und Intellektualismus. Dass sich Zen der christlichen Religion in der Moderne als eine Form der Animation anbot und bald eine lebendige Akzeptanz von Christen erfuhr, hat seinen Grund in deren oft als sklerotisiert empfundenem Glaubensangebot.

Natürlich hat auch das Christentum in seiner über zweitausendjährigen Geschichte aus eigenen Kräften alle Formen der Verkümmern in Gestalt von herausragenden Heiligen und radikal denkenden Gläubigen vielfältig bekämpft. Aber im 20. Jahrhundert, da die Vielfalt vieler Religionen zum zentralen Problem wurde, drängten sich andere Strategien auf, vornehmlich die Konzilianz vermittelnden Denkens. Es ergab sich unter vielen andern Gesprächen auch eine höchst beachtliche Konfrontation zwischen Christentum und Zen. In diesem Gespräch zwischen Zen-Buddhisten und Christen stand auf der Seite des Christentums schon früh Meister Eckhart (um 1260–1328) im Vordergrund, neben anderen anregenden,